

„So geht es nicht weiter“

Christian Kracht erzählt in seinem Roman „Eurotrash“ von einem Schriftsteller namens Christian Kracht. Ein Interview über sein literarisches Verwirrspiel, seine Eltern und die Frage, wie man aus dem Lauf der Geschichte tritt



„Der Erzähler meines Romans spielt mit seiner eigenen Identität“: Christian Kracht über seinen neuen Roman „Eurotrash“. FOTO: N. BEN-SHALOM

INTERVIEW VON JOHANNA ADORJÁN

Am 4. März 2021 erscheint der Roman „Eurotrash“ von Christian Kracht (Kiepenheuer & Witsch). Dies ist das einzige Interview, das der Schriftsteller zum Erscheinen gibt.

SZ: Ihr neues Buch spielt mit der Wahrheit: Der Ich-Erzähler ist ein Schriftsteller namens Christian Kracht, der vor 25 Jahren den Roman „Faserland“ veröffentlicht hat. Wie Sie. Was hat Sie dazu bewegt, sich selbst als Romanfigur zu nehmen?

Christian Kracht: Oh Gott. Sie fangen ja gleich mit der schwierigsten Frage an! Die Frage nach meiner Identität.

Eigentlich haben Sie damit angefangen. Sie spielen in Ihrem neuen Buch ja sehr auffällig mit Ihrer eigenen Biografie.

Sagen wir also lieber, der Erzähler meines Romans spielt mit seiner eigenen Identität. Ich hatte immer gehofft, einmal eine Fortsetzung von „Faserland“ zu schreiben, hatte mir fest vorgenommen zu beschreiben, wie der doch sehr gesichtslose Erzähler meines ersten Romans fünfundsiebenzig Jahre später aussehen würde, wie er handeln würde, wie er durch seine Welt taumeln würde, wenn ihm langsam die Haare ausgingen und er plötzlich eine Familiengeschichte hätte. Finden Sie denn, dass der Erzähler von „Faserland“ jetzt sichtbar geworden ist durch „Eurotrash“?

Nein. Der Ich-Erzähler in „Faserland“ muss ja nicht der Autor gewesen sein. Und der Ich-Erzähler von „Eurotrash“ ist der Autor von „Faserland“. Oder behaupten Sie gerade, dass die namenlose Hauptfigur in „Faserland“ Christian Kracht war?

Ich sehe, wir geraten da gerade in ein schönes Spiegelkabinett hinein. In all meinen Romanen gibt es eine bestimmte Stelle, in der sich der Erzähler vor einem Spiegel wiederfindet, oft ist es auch ein Doppelspiegel, in dem sich dann das gespiegelte Bild in der Unendlichkeit verliert. Und in meinem neuen Roman sieht sich eben nicht nur der Erzähler in einem solchen Doppelspiegel, sondern auch all meine anderen Romane werden formell zwischen den Buchdeckeln von „Eurotrash“ imitiert.

„Alles, was nicht ins Bewusstsein steigt, kommt als Schicksal zurück“

Zur Handlung: Der Ich-Erzähler begibt sich auf eine Reise durch die Schweiz mit seiner alten Mutter. Er will sich mit den Abgründen seiner Familiengeschichte auseinandersetzen, um das Ganze einigermaßen anständig hinter sich zu lassen, wie es im Buch heißt. „Denn alles, was nicht ins Bewusstsein steigt, kommt als Schicksal zurück.“

Die Mutter ist nicht nur alt, sondern auch ständig betrunken, mit Psychopharmaka vollgestopft und sowieso generell *quite a handful*. Mir fällt gerade während unseres Gesprächs auf, dass ich ja noch niemals vorher eine richtige Frauenfigur entworfen habe in meinen Büchern. Doch zurück zu Ihrer Frage: Der Roman beschreibt im Grunde eine Kreisbewegung. Er handelt unter anderem von, wie Sie richtig sagen, einer kreisförmigen Reise durch die Schweiz, aber auch vom Anliegen meines Erzählers, aus diesem Kreis auszubrechen, da er sonst dazu verdammt ist, den Missbrauch und die Erniedrigung und die Unmenschlichkeit ewig erneut zu erleben, immer und immer wieder – wie sagt man – *ad aeternitatem* und *ad nauseam*.

Die Mutter ist sehr schlagfertig, der Roman verdankt ihr seine lustigsten Passagen. Insgesamt ist „Eurotrash“ sehr disparat: einerseits düster, beladen mit familiärer Schuld aus der Nazizeit, die bis in die Gegenwart wirkt – andererseits heiter, die Reise von Sohn und Mutter liest sich fast wie eine Posse, so leicht. Eine „Tragödie mit komödiantischen Elementen“ nennt es die Mutter, die das Vorhaben ihres Sohns Christian Kracht durchschaut, warum der mit ihr auf eine Reise will.

Ich würde Sie jetzt gerne nach Ihrer echten Mutter fragen, ob die auch so schlagfertig und schlau war wie die im Buch, aber das gehört sich vermutlich nicht. Es ist ja schon ein Roman.

Ach, das sollen Sie doch gerne fragen. Meine echte Mutter war so und war wiederum gar nicht so, obwohl ich mir sie natürlich stark so gewünscht hätte. Ich habe mich unter anderem von Graham Greenes fabelhaftem Roman „Die Reisen mit meiner Tante“ leiten lassen. Ein Mann mittleren Alters geht also mit seiner unmöglichen Mutter auf eine Reise und erlebt allerlei Abenteuer. Und ja, sicherlich taugt die *upper middle class* und ihre inhärente Angst, in die *middle class* abzurutschen immer ganz gut für eine kleine Posse.

Die Mutter im Roman wurde als Elfjährige vergewaltigt, dem Ich-Erzähler widerfuhr im selben Alter Ähnliches. Eine weitere Parallele zu Ihrer Biografie: 2018 haben Sie in Ihrer Poetikvorlesung an der Frankfurter Goethe-Universität bekannt, als Zwölfjähriger von einem anglikanischen Priester sexuell missbraucht

worden zu sein. Was hat Sie dazu bewegt, das öffentlich zu machen?

Als ich damals diese Frankfurter Vorlesungsreihe vorbereitete, wollte ich am Anfang alles hinwerfen, es schnürte sich mir aus Panik die Kehle zu, ich hatte nichts zu sagen. Meine damalige Psychoanalytikerin, eine Jungianerin, der ich von meiner Angst erzählte, öffentlich sprechen zu müssen, meinte, ich solle doch diese kanadische Missbrauchs-Episode aus meiner Kindheit vortragen, das sei sehr therapeutisch, wenn ich so etwas vor tausenden Menschen erzählen würde. Außerdem sei es für andere ermutigend, die Ähnliches erlebt, aber verborgen hätten. Im Nachhinein bin ich ihr natürlich sehr dankbar, dass sie mir das mit diesem Nachdruck vorgeschlagen hat. Ich habe ihr soundso viel zu verdanken, auch die Idee, dass man aus dem Kreis ausbrechen müsse, um das Epigenetische zu unterbrechen. Also das Schicksal, das transkriptionale Zellen-gedächtnis. Man könne das bewusst verändern.

„Ich kann es fast nicht ertragen, bereits Geschriebenes erneut zu lesen“

Wie?

Indem man es sich bewusst macht. Indem man aus dem Kreis, dem Palindrom, dem Dharmachakra, wie immer Sie es nennen wollen, heraustritt und sagt, halt, stopp, so geht es nicht weiter. Und es ist damit Schluss, weil man es sagt. „Alles was nicht ins Bewusstsein steigt, kommt als Schicksal zurück“, haben Sie vorhin den Erzähler zitiert. Und so kann man, wenn man will, nicht nur die Zukunft beeinflussen und verändern, sondern auch das Vergangene, das

Geschehene. Es gibt diese schöne Szene im Film Lawrence von Arabien, in der Omar Sharif, als ein Mitglied ihrer Karawane nachts vom Kamel fällt und in der Wüste zurückgelassen wird, achselzuckend meint: „Es ist Allahs Wille. Es steht geschrieben.“ Und Peter O’Toole reitet in die inzwischen sengende Wüste zurück, um den Mann zu suchen und ruft Omar Sharif zu: „Nichts steht geschrieben.“

Sie haben dann in der Poetik-Vorlesung selbst aufgezeigt, wo sich Spuren des Missbrauchs in Ihrem Werk finden und damit eine biografische Lesart nahegelegt. Glauben Sie wirklich, dass man ein Werk nur über die Biografie eines Autors, einer Autorin versteht?

Nein, nein, überhaupt nicht. Ich hatte damals in jener Vorlesungsreihe den Namen des missbrauchenden kanadischen Priesters genannt, Father Keith Gleed. Und ich habe dann aufgezeigt, dass ich diesen Priester und die Umstände um ihn bereits in älteren Romanen damals hineingeschrieben hatte, ihn sogar namentlich erwähnt. Aber so etwas muss man ja nun wirklich nicht wissen, wenn man meine Bücher liest. Ich muss nichts über Roald Dahl wissen, um eines seiner Bücher genießen zu können. Naturgemäß möchte man dann aber doch mehr erfahren, wenn einem etwas gut gefallen hat.

Wissen Sie, was ich gerne von Ihnen wüsste: Ob es in Ihrer Familie, wie in der des Ich-Erzählers – Naziverbrecher gab, und ob Sie darunter leiden oder gelitten haben. Das ist ein Thema im Buch, es treibt den Ich-Erzähler sehr um.

Ja, der Vater meiner Mutter war ein Naziverbrecher. Er war ein Holocaustleugner. Er war in der SS gewesen. Es ist exakt so in Wahrheit wie in meinem Roman. Und ich leide nicht darunter, sondern ich schäme mich. Jetzt sind wir eigentlich wieder bei der

Zur Person

Christian Kracht wurde 1966 in Saanen im Schweizer Kanton Bern geboren. In den frühen Neunzigerjahren schrieb er für das Magazin *Tempo*, ging dann als Spiegel-Korrespondent nach Indien. Er lebte anschließend als freier Autor in Bangkok und auf anderen Kontinenten. 1995 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Faserland“ bei Kiepenheuer & Witsch, der von der Reise eines namenlosen Ich-Erzählers durch Deutschland handelte und Kritiker an Bret Easton Ellis erinnerte. 2001, nicht einmal zwei Wochen nach den Terroranschlägen vom 11. September, erschien sein Roman „1979“, der unter anderem während der islamischen Revolution in Teheran spielt und von einem Europäer erzählt, der in einem chinesischen Straflager seinen Frieden findet. Auch in anderen Werken hat Kracht von totalitären Systemen erzählt, etwa in „Imperium“ (2012), das basierend auf einer wahren Geschichte, von einem deutschen Aussteiger handelt, der in der Südsee eine Kolonie gründet und sich nur von Kokosnüssen ernährt. 2018 hielt er eine Poetikvorlesung an der Frankfurter Uni, die nicht mitgeschnitten werden durfte und umso fiebriger rezensiert wurde. 2019 übergab er seinen Vorlass ans Literaturarchiv Marbach. Zusammen mit seiner Frau, der Regisseurin Frauke Finsterwalder, mit der er eine Tochter hat, schrieb er das Drehbuch zu „Finsterworld“ (2013). „Eurotrash“ ist Christian Krachts sechster Roman.

Frage, warum Sie das mit der Autofiktion diesmal so weit treiben. Gibt es nicht die Gefahr, wenn Christian Kracht nun eine Romanfigur ist, sich versehentlich in dieser aufzulösen? Oder ist das die Idee: als Person hinter dem eigenen Werk zu verschwinden? Worin besteht für Sie der Reiz eines Doppelgängers in der Fiktion?

Schauen Sie, als der Roman fertig geschrieben war, und mein Verleger und Freund Helge Malchow mich besucht hat, damit wir gemeinsam daran arbeiten, da haben wir nach einer Woche das Manuskript hingelegt auf dem Tisch und gesagt, jetzt ist es wohl fertig. Und am nächsten Tag ist dann meine Mutter gestorben. Als habe sie abgewartet, bis das Buch beendet ist. Das wussten wir von diesem Gespräch nur meine engste Familie und Helge Malchow. Nun wissen Sie es und die Leser dieses Gesprächs. Ist das jetzt Autofiktion? Verschwinde ich jetzt als Person hinter meinem Buch? Löse ich mich jetzt versehentlich in der Romanfigur auf? Nein, ich glaube nicht, dass alles so kompliziert ist. Das ist doch kein Doppelgänger dort im Spiegel, es ist einfach nur ein Spiegel.

Hat Ihre Mutter das Buch noch gelesen? Oder haben Sie ihr davon erzählt?

Nein, meine Mutter war verrückt. Sie hat das Buch nicht mehr gelesen oder überhaupt etwas lesen können, außer die *Bunte*, aber auch da hat sie sich, glaube ich, nur noch die Bilder ansehen mögen.

Sie haben das Buch Ihrer Mutter gewidmet, zusammen mit Ihrer Frau, Ihrer Tochter und Ihrer Schwester: nur Frauen. Hat das eine tiefere Bewandnis?

Nein. An einer Stelle im Buch ist von „Chefärztinnen“ die Rede, anstatt wie früher üblich von „Chefarzten“. Ich würde gerne wissen, wie Sie zum Gendern stehen?

Dazu muss man sich ja verhalten, wenn man heute schreibt.

Ich treibe meinen deutschen Verlag immer leicht in den Wahnsinn, weil ich auf der alten deutschen Rechtschreibung bestehe, dazu kommen aber noch etliche archaische Helvetismen und verschiedene, nur mir ersichtliche Grammatik- und Kommateregeln. Sprache ist ja bekanntlich etwas Bewegliches, etwas Fließendes, und wenn es die Möglichkeit gibt, etwas zu verändern oder anders darzustellen, wie beispielsweise das Wort „Chefarztinnen“ zu schreiben, anstatt des Üblichen, maskulin Konnotierten, dann ist diese leise und vorsichtige Politisierung sicherlich memetisch beabsichtigt.

Aber warum beharren Sie dann auf der alten Rechtschreibung?

Ach so, ja, ich habe vor fünfzehn Jahren einmal ein Manifest unterschrieben gegen die Rechtschreibreform, unter anderem übrigens mit Daniel Kehlmann zusammen. Und ich weiß nicht, ob ich da jetzt so einfach wieder herauskomme aus dieser Verpflichtung.

Im Buch geht es um die Bedeutung, die Sprache für den Ich-Erzähler hat, gemeint ist ganz explizit die deutsche Sprache. Sie steht für ihn in direkter Verbindung zu Krieg, Gewalt, zum Holocaust. Was ist die deutsche Sprache für Sie?

Mein Erzähler liebt die deutsche Sprache, aber hält es mit Borges, der einmal gesagt hat, „wenn Du Deutschland liebst, dann besuche es lieber nicht“.

Haben Sie „Faserland“ vor dem Schreiben des neuen Buchs noch mal neu gelesen, um wieder in diesen mündlichen Ton zu kommen? Beide Romane beginnen mit „Also“.

Ich kann es, das habe ich schon öfter gesagt, fast nicht ertragen, bereits Geschriebenes und in die hinteren Regale der Bibliothek Verbanntes erneut zu lesen. Es sind zu viele Unsicherheiten darin, zu vieles, was man vergessen hat, zu viel Schlechtes. Ich habe versucht, den Ton von „Faserland“ wiederzufinden, aber es ist mir nicht mehr gelungen. Die Flottheit fehlt mir, kann man das so sagen? Obwohl, beide Romane enden ja auch mit dem Wort „Bald“.

„Ich glaube nicht, dass mein Vater überhaupt wusste, dass ich Christian hieß“

Wer waren Sie, als Sie „Faserland“ geschrieben haben?

Ein alkoholisierte Taugenichts bei der Zeitschrift *Tempo*. Das war eine sehr lustige Zeit. Ich trug im Winter in Hamburg Shorts und Alden-Loafer, die ich mit Gaffertape umwickelt hatte, weil die Sohlen abfielen. Ich habe mich bei *Tempo* immer unter dem Schreibtisch versteckt, wenn die damalige Bildredakteurin Astrid Proll mich gesucht hatte zum Fotos sortieren. Sie hat mich öfters geohrfeigt, aber das hatte ich damals auch vielleicht verdient. Als dann „Faserland“ herauskam und es diese Verresse hagelte, habe ich mich sechs Monate in Kalkutta und Goa versteckt.

Müssen Sie manchmal beim Schreiben laut lachen?

Das mit dem Lachen fällt mir schwer. Ich bewundere Menschen, die laut lachen können, meinetwegen auch hinter vorgehaltener Hand. Beim Schreiben, da freue ich mich, wenn alle sechzig, siebzig Seiten einmal ein Satz, eine Formulierung oder ein Bild gelingen. Dafür schreibt man ja seit Jahren, um dort hinzukommen, dass man ein paarmal im Buch zufriedien ist, und sich sagt, oha, das war aber ganz gut eben. Das ist keine Koketterie. Dann fliegt einen etwas an von außerhalb. Ich lächle viel, aber lachen – pfft.

Ihr Vater, im Buch wie im Leben, heißt ebenfalls Christian Kracht. Haben Sie eine Antwort darauf, warum ein Mann seinen Sohn nach sich selbst nennt?

Nein, nein, meine Mutter hat mich Christian – nach ihm – benannt. Mein Vater hat mich Zeit seines Lebens immer Philip genannt. Ich besaß ein Besteck, auf dem der Name Philip eingraviert war, Serviettenringe, Briefpapier, Kuverts und dergleichen. Ich glaube nicht, dass mein Vater überhaupt wusste, dass ich Christian hieß.

Er war Generalbevollmächtigter des Axel-Springer-Verlags, hatte es aus kleinen Verhältnissen zu Geld und Macht gebracht. Er ist vor zehn Jahren im Alter von 90 Jahren gestorben. Wie fand er „Faserland“?

Mein Vater hat leider keines der Bücher gelesen. Er hat sie aber vielfach gekauft und sie dann an seine Geschäftsfreunde verschenkt. Das klingt jetzt recht abschätzig, das soll es nicht. Er war eigentlich ein sehr charmanter, zuvorkommender, humorvoller Mann, so habe ich ihn zumindest in Erinnerung.

Im Buch ist eine wichtige Frage, was man bereut. Was bereuen Sie?

Dass ich mit meiner Mutter nicht noch mal auf eine Reise gegangen bin, bevor sie gestorben ist. Ich hatte bis zum Schluss große Angst vor ihr, körperliche Angst.

Schließlich: Wen sehen Sie, wenn Sie in den Spiegel schauen?

Ist es nicht offensichtlich?